

JOACHIM RADKAU

Der Kuss des Atoms

Über die zwei Körper des Theodor Heuss

1 Jean Tulard: Napoleon oder der Mythos des Retters, Tübingen 1978, S. 343.

«Im Aussehen haben Bonaparte und Napoleon nichts gemein»: Mit dieser Beobachtung verblüfft der Napoleon-Biograph Jean Tulard seine Leser. «Der schwächliche General der Italienarmee, dessen schmales, grünliches Gesicht von langen Haaren umgeben war, hatte sich zu einem «kleinen», fast dickleibigen Mann entwickelt, mit einem rundlichen Gesicht, einer wächsernen Hautfarbe und kurzen Haaren.»¹ Gleich geblieben seien nur sein Blick, sein Lächeln, der Akzent von Ajaccio in seiner Stimme. Man könnte hinzufügen: Auch in der zeitüberdauernden Napoleon-Ikone, in den Reproduktionen der Gemälde von Jacques-Louis David lebte der jugendliche Leib Bonapartes fort und bescherte dem verfetteten Kaiser eine ewige Jugend.

Machen wir nun einen großen Sprung in unsere Zeit: einen Salto, der auf den ersten Blick wie eine Banalisierung dieses Themas wirkt. Im September 1950 bekam Theodor Heuss, seit einem Jahr Bundespräsident und alle Tage mit Briefen aus der Bevölkerung überschüttet, von einem Arno Kiessling ein Gedicht zugesandt: *Warnung. Unserem Herrn Bundespräsidenten in aufrichtiger Verehrung zugeeignet.* Das geht los: «Warum wird unser Theodor / in letzter Zeit so dick? / Er hat doch keinen Wettstreit vor / mit Ost-Kollegen Pieck?» Und weiter: «Daß er die jetzt'ge Form bewahrt, / das hielten wir für gut./ Denn's ist doch nicht des Schwaben Art, dass

er sich dicke tut. Ach je! Es war so or'ginell: / Ein dünner Präsi-
dent!- / Doch wird er dicker, sagt man schnell: / Sieh, wie die Zeit
verrennt! Kriegt einer mal vom Staat Gehalt, / sitzt nah dem Ka-
binett, / verliert er seine Linie bald / und wird allmählich fett.»

Ein solches Gedicht an den Bundespräsidenten: eigentlich eine Frechheit; und es wäre nicht zu verwundern, wenn es im Präsi-
dialamt umgehend in einen «Idiotenordner» gewandert wäre. Aber die Verse hatten Witz. Überdies hatte der respektvolle Spötter aus einer mitschwäbischen Vertraulichkeit heraus gereimt; und das Schwabentum war bei Heuss ein weicher Punkt. Und dass der Körper des ersten Bundespräsidenten sich schon im ersten Jahr seiner Amtszeit geradezu schlagartig in der monierten Art ver-
wandelt hat, sieht jeder auf den ersten Blick, der Heuss-Fotos in chronologischer Reihenfolge durchblättert; das war zu jener Zeit keineswegs nur diesem Gedichtemacher aufgefallen. Wie dem auch sei, der mit Arbeit überhäufte Heuss, der sich im Parlama-
rischen Rat noch mit dem Baudelaire-Übersetzer Carlo Schmid wechselseitig mit respektvollen Hexametern bedichtet hatte, schlug prompt mit einer eigenen Reimerei zurück: «Was Arno sieht, seh'n andere auch: / - schon rundet sich ein Bürgerbauch, / was meistens leichten Beifall findet, / weil manche Sorg mit ihm
entschwindet. Der Vorgang selber ist ganz klar, / er stellt ein Durchschnittsschicksal dar, / bei dem der Bundespräsident / sich nicht von seinem Volke trennt.» Und am Schluss der Hieb: «Doch nebenbei dem Warnungsraben: / Ich möchte Arnos Sorgen ha-
ben!»²

In der Tat, das beginnende «Wirtschaftswunder» war vor dem Hintergrund der Hungerjahre die bislang letzte Phase der deut-
schen Geschichte, in der Korpulenz als Ausdruck von Kraft wahr-
genommen wurde. Um die Jahrhundertwende, in Heuss' jugend-
bewegter Jugend, war schon einmal Schlankheit Trumpf gewesen; auch er selbst hatte dieses Ideal verkörpert und als 21jähriger in Naumanns *Hilfe* an den Muskelmännern des Jugendstilmalers Hodler die «Fähigkeit, den Körper zum Ausdruck der Seele zu stei-
gern», bewundert.³ Der disziplinierte Adenauer behielt noch als Bundeskanzler seine schlanke Figur. Das Neben- und Miteinander von Heuss und Adenauer symbolisiert körperlich, aber auch poli-
tisch gleichsam ein Yin und Yang, das die überraschende Stabilität

2 Heuss-Anekdoten. Gesammelt und erzählt von Hanna Frielinghaus-Heuss, München 1964 (immer neue Auflagen), S. 39 f.

3 Die Hilfe XI Nr. 28, 16. 7. 1905, S. 11.

- 4 Auf diesen Gedanken kam ich durch Helwig Schmidt-Glitzner auf der Marbacher Tagung «Heiterkeit als Ausnahmezustand?» im Januar 2011.

des neuen Staates begründete: die notwendige Symbiose des weichen und des harten Prinzips,⁴ der Inklusion und der Exklusion, der Öffnung zur breiten Masse der Staatsbürger über Parteigrenzen hinweg und der ausgrenzenden Parteipolitik, und nicht zuletzt auch: der Offenheit gegenüber der grenzenlosen Welt des Geistes im Anblick der Fronten des Kalten Krieges.

Aber zu diesem letztgenannten Heuss, der dem Bonner Politikbetrieb der fünfziger Jahre – der in den Augen vieler Intellektueller geistlos und provinziell im Zeichen der Restauration stand – ein Flair von Geist und Kultur verlieh, gehörte auch sein früheres, in seinem späteren Charisma fortwirkendes Erscheinungsbild, das er noch bei seiner Wahl zum Bundespräsidenten geboten hatte: das Bild des ausgemergelten, scheinbar ganz aus dem Geist lebenden Idealisten mit den großen Augen. Als Heuss Präsident geworden war und das Schmunzeln zu seinem Markenzeichen wurde – auf früheren Fotos lächelt er fast nie –, verengten sich seine Augen oft zu Schlitzeln; aber ein feiner scharfgeschnittener Zug blieb seinem Antlitz auch bei wachsender Leibesfülle erhalten. Auf seine Art verkörperte er eine Synthese des alten imaginären Landes der Dichter und Denker und des neuen Wirtschaftswunderlandes: eine Synthese, die vielen Zeitgenossen nicht gelang.

Dem körperlichen Wandel war bei Heuss eine geistige Weitung vorausgegangen. Später, als er altmodisch wirkte, erschien er oft als letzte politische Verkörperung des alten deutschen Bildungsbürgertums; und doch hat kaum ein anderer prominenter Deutscher seiner Zeit mit derartiger Intensität und Kompetenz eine Vermittlung zwischen humanistischer Tradition und naturwissenschaftlich-technischer Intelligenz betrieben wie er. Mit dem üblichen Instrumentarium der Politikgeschichte ist es bislang nie gelungen, Heuss' grenzüberwindende Bedeutung, die er im Empfinden vieler Zeitgenossen besaß, auf den Begriff zu bringen; dagegen führt die provokative These des britischen Physikers und Schriftstellers Charles P. Snow von 1959 über die «zwei Kulturen» zu einem Deutungsansatz, der bereits dem politischen Tiefpunkt der Heuss'schen Lebensgeschichte während der Zeit der NS-Herrschaft einen Sinn gibt.

Snows Vortrag war ein Generalangriff auf die aus seiner Sicht nach wie vor bestehende Dominanz der literarisch-geisteswissen-

schaftlichen Kultur in der guten Gesellschaft – im damaligen Oxford und Cambridge noch markanter als in dem vom Krieg verwüsteten Deutschland – und die sich immer noch vertiefende Kluft zu den Naturwissenschaften und der Technik, die aus der Sicht Snows – da war er ein schlechter Prophet – dazu führe, dass der Westen immer katastrophaler hinter den kommunistischen Machtblock zurückfiel. Besonders ärgert er sich über George Orwells «1984». «Wenn die Naturwissenschaftler die Zukunft im Blut haben, dann reagiert die überkommene Kultur darauf mit dem Wunsch, es gäbe gar keine Zukunft.»⁵ Aus heutiger Sicht enthält Snows Rede blühenden Blödsinn: So ist er fest davon überzeugt, Naturwissenschaft und Technik würden bis zum Jahr 2000 – nicht zuletzt dank der Atomenergie – Armut und Ungleichheit auf der ganzen Welt überwunden haben.⁶ Ihm selbst ging es eben gar nicht um die Vermittlung zwischen den beiden Kulturen, sondern um den Sieg der naturwissenschaftlich-technischen Kultur, nicht zuletzt auf der Ebene der staatlichen Fördermittel. So hat er im Endeffekt dazu beigetragen, die Kluft zwischen den beiden Kulturen zu vertiefen. Vor diesem Hintergrund erkennt man umso deutlicher die Leistung eines Theodor Heuss.

Zum 80. Geburtstag von Otto Hahn, dem Entdecker der Kernspaltung, am 8. März 1959 hielt Theodor Heuss eine Festrede, die er wie üblich selber beim Schoppen Wein ohne Ghostwriter verfasst hatte; die Aufgabe seiner Mitarbeiter bestand lediglich darin, seine Reden zu «entheussen», nämlich von Abschweifungen und komplizierten Satzkonstruktionen – Heuss kannte seine Schwäche – leidlich zu entschlacken. Wie so oft zeigte Heuss eine naturwissenschaftliche Detailkenntnis, wie sie nur wenige humanistische Bildungsbürger besessen haben dürften; so wusste er, dass der als «Atomphysiker» geltende Hahn eigentlich Chemiker war,⁷ dann jedoch Pionier im «Niederbrechen der Grenzen zwischen Physik und Chemie» wurde. Das war für Heuss, der den meisten Fachhistorikern mit seinem Arsenal historischer Anekdoten turmhoch überlegen war, eine Gelegenheit, daran zu erinnern, dass einst sein Heilbronner Mitschwabe Robert Mayer, der Entdecker des Gesetzes von der Erhaltung der Energie, diese Fächergrenze bereits von der Physik her durchbrochen hatte.

Aber dann nahm Heuss' Rede eine ungewöhnliche Wende: Der

5 Helmut Kreuzer (Hg.): Die zwei Kulturen. Literarische und naturwissenschaftliche Intelligenz. C. P. Snows These in der Diskussion, München 1987, S. 27.

6 Ebd., S. 51.

7 Ein Lieblingsmemento der Chemiker jener Zeit; auch der damalige Bundesatomminister Siegfried Balke, selber von Hause aus Chemiker, wies gerne darauf hin.

8 Ralf Dahrendorf/Martin Vogt (Hg.): Theodor Heuss – Politiker und Publizist, Tübingen 1984, S. 485 ff.

9 Ebd., S. 486 f.

Bundespräsident erinnerte sich, dass er 1950 Hahn «fast einen Kuss gegeben hätte». Da habe ihm der Atomforscher nämlich gestanden – gewiss kokettierte der Nobelpreisträger ein wenig –, dass er sich bei Aufgaben öffentlicher Repräsentation «so unsicher» fühle. Heuss: «Wieso denn?» «Und dann kam das Geständnis: ›Ich bin ja nur Oberrealschüler!‹ Es war ein schöner Augenblick, die Situation, da Hahn einen Kuss von mir riskiert und meine Liebe gewonnen hatte.» Die Szene wurde bühnenreif: Aus dem Publikum kamen Zurufe, jetzt sei doch der Moment gekommen, Hahn zu küssen; und wirklich, Heuss ging auf ihn zu und umarmte und küsste den Doyen der deutschen Atomforschung. Dieser Kuss wurde im Fernsehen gesendet; Heuss, an die Präsenz dieses neuen Mediums noch nicht gewöhnt, erfuhr erst nachträglich davon, aber diese Art von Publicity machte ihm großen Spaß – immer wieder kommt er in Briefen auf diesen telegenen Kuss –, auch wenn er sich gegen den Verdacht verwahrte, mit dem Kuss des Oberrealschülers das humanistische Gymnasium abwerten zu wollen.⁸

Man bedenke: Dieser Kuss besaß 1959 anders als 1950 einen politischen Beigeschmack, der nicht ohne Pikanterie war; denn Hahn war einer der Unterzeichner des Göttinger Manifests der Atomphysiker vom April 1957 gegen die atomare Bewaffnung der Bundeswehr gewesen, das Adenauer auf dem Höhepunkt seiner Popularität erheblich zu schaffen machte, gerade weil der alte Otto Hahn ähnlich wie Albert Schweitzer, der sich zu jener Zeit mit Heuss zu duzen begann, damals wirkungsvoll als Gegenautorität gegen den greisen Bonner Patriarchen aufgebaut wurde. Heuss allerdings, in Wehrfragen loyal gegenüber dem Kanzler, ging vor dem Kuss indirekt zu Hahns politischem Engagement auf Distanz: Zu Unrecht fühle sich der Entdecker der Kernspaltung in «ethischer Bedrängnis». «Ich will Ihnen nur dies sagen, lieber Professor Hahn, von dieser Sorge muss Ihre Seele frei sein und frei bleiben.»⁹

Ein Brückenschlag zwischen dem Schögeistigen und den Naturwissenschaften war in Heuss von Jugend auf angelegt; aber bis zu der vom NS-Regime erzwungenen schöpferischen Pause blieben diese Ansätze unausgegoren. «In der Schule war ich zur Beirühmung meiner Lehrer in der Mathematik nur ein durchschnittli-

cher Schüler, denn meine Interessen lagen viel stärker in den literarischen und künstlerischen Dingen», gestand der Bundespräsident 1952 einem schwäbischen Gymnasialdirektor, der ihm – eigentlich eine naive Autoreneitelkeit! – ein Eigenprodukt *Mathematik für jedermann* zugesandt hatte; aber das habe sich geradezu schlagartig geändert, als er «dauernd Weinberghäuschen» gezeichnet habe, «so dass das kubische Vorstellungsvermögen stärker ausgebildet war als bei den anderen».¹⁰ *Weinbau und Weingärtnerstand in Heilbronn am Neckar* wurde 1905 sein Dissertationsthema bei dem Ökonomen Lujo Brentano; es war, wie der Weinfreund Heuss später zugab, eine «unbekümmerte und unberatene Themenwahl», aber eine höchst originelle, wobei er sich nicht nur mit der «sozialen Frage» und den damaligen Kontroversen um die Zollpolitik beschäftigte, sondern sich auch, so gut das bei seinem raschen Arbeitstempo ging, in die Technik des Weinanbaus und der Winzerei einarbeitete. Das ließ sich nicht allein aus Akten und Büchern lernen; zu diesem Zweck ließ er sich als Hilfskraft in die Weinberge mitnehmen. Am Ende kommt heraus, dass die natürlichen Bedingungen für die Qualität des Weins wichtiger sind als Zollpolitik und Genossenschaftswesen.¹¹ Gerade an solchen Stellen spürt man schon etwas von dem Esprit des späteren Heuss.

Zum politischen und auch geistigen Lehrmeister des jungen Heuss wurde Friedrich Naumann, der Charismatiker des wilhelminischen Liberalismus, dessen rhetorische Feuerwerke allerdings meist ohne praktische Wirkung verpufften. Der begeisterungsfähige Mann verfiel zwischendurch in einen wilden Enthusiasmus für die neueste und kühnste Technik und daher auch für den «Geist des Großbetriebs»,¹² der sich die größte und teuerste Spitzentechnik leisten konnte. Für den Ex-Pfarrer wurde die moderne Technik förmlich zum *deus ex machina*; wie der mit ihm befreundete Max Weber berichtet, brachte er es fertig, zu verkünden: «Gott will die Maschine.» Und in gesperrtem Druck: «*Das erste Merkmal der demokratischen Industriepolitik ist die freudige Zustimmung zu jeder Art von technischem Fortschritt.*»¹³ Zu jeder! Dabei ging seine Technikbegeisterung kunterbunt durcheinander mit anderen Begeisterungen: für Waldgottesdienste und Naturheilkunde, für demokratisches Kaisertum, für deutschen Orient-Imperia-

10 Am 30. 5. 1952 an Richard Stiegler, in: Wolfram Werner (Hg.): Theodor Heuss – Hochverehrter Herr Bundespräsident! Der Briefwechsel mit der Bevölkerung 1949–1959, Berlin 2010, S. 205.

11 Theodor Heuss: Weinbau und Weingärtnerstand in Heilbronn am Neckar, neu hg. mit einer Einleitung von Isolde Döbele-Carlesso, Brackenheim 2005, S. 7 ff., 79, 91.

12 Theodor Heuss: Friedrich Naumann. Der Mann, das Werk, die Zeit, 2. Aufl. Stuttgart 1949, S. 336.

13 Joachim Radkau: Max Weber – Die Leidenschaft des Denkens, München 2005, S. 514.

- 14 Heuss: Naumann, S. 512 f.
- 15 Einer seiner Anhänger schrieb ihm 1896 - und diese Heilserwartung war nicht untypisch: «Wir halten Sie für einen von Gott berufenen Mann, die traurige Zerrissenheit im Innern unseres Volkes zu beseitigen ...» Peter Theiner: Sozialer Liberalismus und deutsche Weltpolitik, Baden-Baden 1983, S. 54.
- 16 So in seinem langen Brief vom 6. 6. 1938 an den ihm gut bekannten Wilhelm Stapel, der die Naumann-Biographie eher enttäuscht, wenn auch respektvoll rezensiert hatte: Heuss sei «mehr gelehrt als leidenschaftlich». «Die Objektivität liegt wie ein Nebel über der Darstellung und macht die Farben grau, die Gegensätze unscharf.» Elke Seefried (Hg.): Theodor Heuss - In der Defensive. Briefe 1933-1945, München 2009, S. 318 f.

lismus, für selbstbewusste Facharbeiter und kinderfreudige Mütter. Es war die Technikschwärmerei eines blutigen Dilettanten.

Gerade in der NS-Zeit, als Heuss seine monumentale Naumann-Biographie schrieb, wurde ihm diese Seite seines einstigen Mentors suspekt. In seinem Nachwort von 1949 verwahrte er sich natürlich dagegen, den Führer der «Nationalsozialen» unter die Vorläufer Hitlers einzureihen, und doch: «Aber eines würde Naumann an Hitler mit Schrecken bewundert haben: die Technik der bewussten Vermassung» - Naumann, «der für das Technische so anfällig war». «Mit Schrecken bewundert»: «die Technik der Allgegenwärtigkeit mit dem Drum und Dran von Flugzeug, Kino, Radio, Sporthallen und Aufmärschen».¹⁴ Hier lenkt Heuss bereits den Blick auf die technokratische Seite der NS-Diktatur, die erst dreißig Jahre darauf, durch den Wirbel um die Memoiren Albert Speers, ins Zentrum der Aufmerksamkeit rückte. Die Naumann-Biographie verfällt streckenweise in den Ton der Hagiographie; und doch wirkt sie auf den, der den verzückten Enthusiasmus der Naumann-Jünger kennt,¹⁵ eher «verhalten» - so sein eigenes Urteil - und distanziert. Er wollte, wie er sagte, «für den Historiker des Jahres 1980 schreiben»¹⁶. Spätestens in der NS-Zeit wird die politische «Romantik» für Heuss der Inbegriff dessen, was er nicht ausstehen kann. Darin spürt man unausgesprochen eine Emanzipation von seinem politischen Ziehvater Naumann, der eine sehr wilhelminische Polit-Romantik bis zum Exzess verkörperte und selbst dann, wenn er kälteste Nüchternheit forderte, in den Ton des Erweckungspredigers verfiel.

Naumann war der geistige Gründervater des 1907 ins Leben gerufenen Deutschen Werkbundes, zu dessen Vorstand Heuss ab 1924 gehörte und der zu einem Knotenpunkt des umfangreichen Heuss'schen Beziehungsnetzes wurde. Der Werkbund erstrebte eine Synthese von Kunst und moderner Technik, mit dem Ziel einer «Wiedereroberung harmonischer Kultur», aber auch der Profilierung deutscher Qualitätsarbeit auf dem Weltmarkt. Dennoch ging es im Innern des Werkbundes oftmals höchst unharmonisch zu; die einen strebten nach einem modernen Industriedesign auf der Basis mechanisierter Produktion, die anderen träumten von einer Renaissance des Handwerks und glaubten an eine unüberbrückbare Kluft zwischen Kunst und moderner Tech-

nik, und die dritten forderten das eine und praktizierten das andere.

Alles in allem ein konfuse Durcheinander von schöngestigen Idealen und futuristischen Technik-Ambitionen; auch Heuss brachte in den zwanziger Jahren in die Konfusionen keine Klärung.¹⁷ Der Werkbund suchte die Arbeiter zur Neuen Sachlichkeit bei der Einrichtung ihrer Wohnungen zu erziehen; aber dieses vorgeblich aus moderner technischer Funktionalität entsprossene Leitbild spiegelte in Wahrheit eine neue bildungsbürgerliche Mode: «Es gibt keinen Beweis dafür, dass Arbeiter jemals, außer unter dem Diktat der Not, sich freiwillig für einen kulturellen Code der Kargheit entschieden hätten.»¹⁸ Auch Heuss schimpfte bisweilen im Stil der Neuen Sachlichkeit auf das «Muschelmöbel-dreckzeug der Ramschbasare»; aber als er 1951 in Stuttgart vor dem neu gegründeten Deutschen Werkbund auf dessen Geschichte zurückblickte, kommentierte er die einstige Begeisterung seiner selbst und seiner Mitstreiter – «künstlerisch interessierter Literaten» – für das karge Arbeiter-Serienmöbel mit dem neuen souveränen Präsidentenhumor: Man habe schließlich einsehen müssen, «gekauft wird die Sache von den Berliner Arbeitern *nicht*, sondern vom Lehrer, vom Studienrat, vom Postbeamten; ganz einfach, der damalige «Kunstwart»-Leser hat die Dinge gekauft.» Er habe «zwei Berliner Semester bei einem Borsig-Arbeiter gewohnt – das war echtste Renaissance», und die Wirtin, stolz auf das vornehme Dekor, habe das viele Staubwischen gerne auf sich genommen.¹⁹

Spätere Heuss-Biographen haben sich redlich bemüht, schon in dem Heuss der zwanziger Jahre die Weltweisheit und das Charisma des späteren Bundespräsidenten zu erkennen. Die Protokolle der Führungsgremien der Deutschen Demokratischen Partei (DVP) und der auf sie folgenden Deutschen Staatspartei während der gesamten Weimarer Zeit lassen jedoch gar keinen Zweifel daran, dass Heuss selbst innerhalb seiner eigenen, immer mehr schrumpfenden Partei eine wenig bedeutende Randfigur ohne klares Profil war und blieb.²⁰ Dabei schrieb und redete er unablässig; immer wieder gelang ihm dieses und jenes Bonmot, aber oft blieb doch am Ende undeutlich, worauf er hinaus wollte, und ebenso oft machte er für einen rundum brillanten Stil zuviel Worte. Als

17 Joan Campbell: Der deutsche Werkbund 1907-1934, Stuttgart 1981 (amerikanische Ausgabe 1978).

18 Gert Selle: Design-Geschichte in Deutschland. Produktkultur als Entwurf und Erfahrung, Köln 1987, S. 136.

19 Theodor Heuss: Was ist Qualität? Zur Geschichte und Aufgabe des Deutschen Werkbundes, Tübingen 1951, S. 41 f.

20 Lothar Albertin (Hg.): Linksliberalismus in der Weimarer Republik. Die Führungsgremien der Deutschen Demokratischen Partei und der Deutschen Staatspartei 1918-1933, Bonn 1980.

- 21 Modris Eksteins: Theodor Heuss und die Weimarer Republik, Stuttgart 1969, S. 76 f. Jürgen C. Heß: Theodor Heuss vor 1933, Stuttgart 1973, schweigt über dieses aus der Distanz nur schwer verständliche Intermezzo. Heuss selbst (Erinnerungen 1905-1933, Tübingen 1963, S. 312) hat später ebenfalls keine klare Motivation mehr zu bieten: «Ich war dadurch ganz unversehens, wohl zum erstenmal, in der deutschen Öffentlichkeit berühmt, vielmehr berüchtigt geworden, als ›Reaktionär.›»
- 22 Voll unfreiwilliger Komik ist die Erläuterung des preußischen Ministerialrats Richter: Der Kampf gegen Schund- und Schmutzschriften in Preußen, Berlin 1929, der als Musterbeispiel vor allem den Fortsetzungsroman «Die schöne Krankenschwester» präsentiert: nicht etwa wegen pornographischer Elemente, sondern wegen des gänzlich unrealistischen Charakters der Handlung.
- 23 Heuss an Heinrich Lilienfein, 22. 12. 1926, in: Michael Dormmann (Hg.): Theodor Heuss – Bürger der Weimarer Republik. Briefe 1918 – 1933, München 2008, S. 276 f.
- 24 Vgl. Angelika Schaser: Helene Lange und Gertrud Bäumer – Eine politische Lebensgemeinschaft, Köln 2000, S. 242 f. Auch sie vermag jedoch dieses Engagement, mit dem Gertrud Bäumer wohl als Parlamentarierin «das meiste Aufsehen» erregte, nicht so recht zu erklären und geht rasch darüber hinweg.

Journalist wurde er eben teilweise nach Zeilen bezahlt; und er hatte noch keine Mitarbeiter, die seine Manuskripte «entheussten».

Der einzige Fall, bei dem er sich mit merkwürdiger Hartnäckigkeit politisch exponierte, war – strategisch betrachtet – ein vollständiger Reifall: sein jahrelanges Engagement für das 1926 in Preußen erlassene, dann auch auf Reichsebene durchgebrachte «Gesetz zur Bewahrung der Jugend vor Schmutz- und Schundschriften», mit dem er nicht nur den Hohn der *Weltbühne*, sondern auch den Zorn eines Thomas Mann auf sich zog.²¹ Musste ein erfahrener Literat wie Heuss nicht am besten wissen, dass sich «Schund und Schmutz» unmöglich juristisch exakt definieren lassen und das Einschreiten gegen minderwertige Literatur mittels der Staatsgewalt an Don Quijotes Kampf gegen die Windmühlensflügel erinnert?²² Warum sich Heuss ausgerechnet in dieses Thema eigensinnig verbiss, sich von Kreisen, die ihm bis dahin wohlgesonnen waren, isolierte und über dieser Affäre sogar aus dem Vorstand des Schutzverbandes deutscher Schriftsteller austrat²³ – einem für ihn zeitlebens bedeutsamen literarischen Netzwerk –, ist bis heute nicht befriedigend geklärt. Offenbar war der Einfluss Gertrud Bäumers von Bedeutung:²⁴ Carl von Ossietzky spottete in der *Weltbühne* über das Philister-Duo «Gertrud Heuss und Theodor Bäumer», «rührige Windelwäscherinnen der deutschen Bildung».²⁵ Den «Witz» der Geschlechtermixtur mit Heuss' Feminisierung – erst später durch den Rundfunk wurde der Bevölkerung die tiefe Basstimme des ersten Bundespräsidenten vertraut – hatte er von Tucholsky.²⁶ Die Episode ist umso skurriler, als dieser Streit ganz dazu angetan war, die Kluft zwischen traditionellen Bildungsbürgern und modernen Intellektuellen und Literaten zu vertiefen: eine Kluft, deren Verschärfung für die ohnehin bröckelnde DDP eine «Zerreißprobe» bedeutete – Theodor Wolff, der Star unter den liberalen Presseredakteuren, trat damals voller Empörung aus – und die kein anderer als Heuss später in seiner Präsidentenrolle mit virtuoser Lässigkeit zu überspielen verstand. Wer nur den späteren Bundespräsidenten vor Augen hat, erkennt Heuss in diesem Hickhack nicht wieder.

Politisches Format bekam Heuss erstmals – wenn auch nur in bestimmten Situationen – in der Auseinandersetzung mit dem

Nationalsozialismus, wenn auch sein Ende 1931 publiziertes Buch *Hitlers Weg* aus der besserwisserischen Retrospektive allzu verharmlosend wirkt und Heuss sich 1933 von Parteifreunden dazu bewegen ließ, dem Ermächtigungsgesetz zuzustimmen. Er verlor dennoch alle Positionen – sein Reichstagsmandat und seine Dozentur an der Deutschen Hochschule für Politik –, und von nun an beruhte sein bürgerliches Dasein – um mit Bourdieu zu reden – bis 1945 einzig auf kultureller Distinktion. Diese Art von Bürgerlichkeit verstand Heuss jedoch nun umso eindrucksvoller auszubauen. In jener Zeit entstand ein neuer Heuss, der ab 1949 die Position des Bundespräsidenten in einer Weise auszufüllen verstand, die fast vom ersten Augenblick an ein allgemeines und wachsendes Entzücken hervorrief.

Eine Situation, die auf unzählige Leidensgenossen lähmend wirkte, stimulierte seine Kreativität in einer Weise, die man gerade im Vergleich zu anderen, denen es ähnlich erging, nur phänomenal nennen kann. War er bis dahin ein Mann der schnell heruntergeschriebenen Artikel gewesen, von denen man besser nicht zu viele auf einmal liest, betrieb er jetzt gründliche Quellenforschung und arbeitete mit langem Atem; normalerweise erlebt man in der Vita von Wissenschaftlern eher die umgekehrte Metamorphose. Wie schon in seiner literarischen Kleinkunst der biographische Essay überwog – Ernst Wolfgang Becker zählte in der Heuss'schen Publizistik bis 1953, man staune, «mindestens 700 biographische Porträts»²⁷ –, waren auch alle seine größeren Werke Biographien. 1937 publizierte er die große Naumann-Biographie, 1939 die Lebensgeschichte von Anton Dohrn, 1942 das schmale Bändchen über Justus von Liebig; und in den letzten Kriegsjahren entstand trotz Luftalarm und Weltuntergangsstimmung das allergrößte Opus, das erst 1946 veröffentlicht werden konnte: die Biographie von Robert Bosch.

Alle Bücher entstanden als Auftragsarbeiten, aber wurden doch weit mehr als dies: In allen Fällen besaß Heuss eine persönliche Beziehung zu dem, dessen Lebensgeschichte er schrieb, oder wie im Falle Dohrns und Liebigs zumindest zu dessen Familie. Liebig war der Großonkel seiner Frau; in den anderen Fällen liefen Beziehungen beim Werkbund zusammen. Den finanziell lukrativen Bosch-Auftrag erlangte Heuss durch seine Liebig-Biographie.²⁸

25 Carl v. Ossietzky: Die große republikanische Partei, in: Die Weltbühne, XXIV. Jg., Nr. 25, 19. 6. 1928, S. 928. Auch Kurt Tucholsky erblickte in Gertrud Bäumer, der «Demokratin aus der Naumannschen Schlafwagengesellschaft Mitropa», die Drahtzieherin des Gesetzes gegen Schund und Schmutz.

26 Kurt Tucholsky: Keinen Mann und keinen Groschen, in: Die Weltbühne, XXIII. Jg., Nr. 14, 5. 4. 1927, S. 527, wo er *Die Hilfe*, einst das Organ Naumanns, den «Tummelplatz des männlichen Oberzensurats Bäumer und der Oberzensurrätin Heuss» nennt.

27 Ernst Wolfgang Becker: Biographie als Lebensform. Theodor Heuss als Biograph im Nationalsozialismus, in: Wolfgang Hardtwig/Erhard Schütz (Hg.): Geschichte für Leser. Populäre Geschichtsschreibung in Deutschland im 20. Jh., Stuttgart 2005, S. 59.

28 Seefried: Heuss – Briefe 1933-1945, S. 432 (an Robert Bosch, 6. 3. 1942).

- 29 Ebd., S. 489 f. (an Christel Matthias Schröder, 13. 6. 1944).
- 30 Ebd., S. 360 (an Wilhelm Stapel, 25. 10. 1939).
- 31 Rolf Wiggershaus: Die Frankfurter Schule, München 1986, S. 389.

1944 nannte er es eine «merkwürdige Fügung», «dass meine drei letzten biographischen Bücher über Anton Dohrn, über Justus Liebig und jetzt das Buch über Bosch sich mit Männern der Naturwissenschaft und der Technik zu befassen haben, obwohl ich selber in diesen Gebieten nur sehr laienhafte Kenntnisse besitze». Damals hatte er sogar Lust bekommen, ein ganzes Buch «zu dem Problem der Technik» – nicht mehr nur eine Techniker-Vita – zu schreiben. Sein historisches Wissen wollte er dabei in der Weise ausspielen, dass er darstellte, «wie viele Generationen schon im Pro und Contra» jene Auseinandersetzungen über Technik erlebten, die zu Unrecht als brandneu galten, aber auch mit Betrachtungen über den «Prozess der dauernden Selbstentwertung des technischen Fortschrittes» durch eben diesen Fortschritt selbst: ein Phänomen, das er «nicht stark genug beachtet» fand.²⁹

1939, bei der Arbeit an der Biographie des Zoologen Anton Dohrn, bekannte Heuss, es sei ihm anfangs «etwas unheimlich» gewesen, «so nahe an die Naturwissenschaften heranzugehen».³⁰ Wiederholt stößt man bei ihm darauf, dass er die NS-Ideologie als eine Art von «Naturalismus» interpretierte. Er zog daraus jedoch nicht die Folgerung, die Natur als Niederes abzutun und den bildungsbürgerlichen Kult des «Geistes» – «Es ist der Geist, der sich den Körper baut» – umso vollmundiger zu betreiben; sondern er nahm auf seine Art die naturalistische Herausforderung an – so wie es auf sehr andere Weise Horkheimer und Adorno, die den Nationalsozialismus als «Rache der Natur» bezeichneten,³¹ in der *Dialektik der Aufklärung* taten. Sehr im Unterschied zu dem, was man von Heuss' Vorleben her erwarten könnte, sind die Biographien der beiden Naturwissenschaftler und der beiden Techniker mit mehr Geist und Schwung, teilweise sogar mit deutlich mehr innerer Wärme geschrieben als das *opus magnum* über Naumann.

Zu jener Zeit war die später von Snow angeprangerte Entfremdung zwischen den «zwei Kulturen» in der Wahrnehmung der Gebildeten schon weit vorangeschritten; bereits seit Liebig's Zeiten wurde es auf beiden Seiten sogar Mode, den Kontrast zu überzeichnen. Da stand je nach Sichtweise und Sympathie der exakte Naturwissenschaftler dem spekulativen Geisteswissenschaftler gegenüber oder der sich mit seinem Herzblut in alles Menschliche einfühlende Humanist dem am Mikroskop in seinem Labor sit-

zenden Naturwissenschaftler, der – kühl bis ins Herz hinan – die Natur als ein fremdes Ding beobachtet. Ein gemeinsamer Grundzug der genannten vier Heuss-Biographien besteht dagegen darin, dass eine derartige Trennscheide auf menschlicher Ebene nirgends zu erkennen ist. Auch Techniker und Naturwissenschaftler – und zwar gerade die schöpferischen Pioniere – sind von Leidenschaften und Visionen getrieben, von einem Streben nach Lebenssinn und Welterklärung. Meist eilt die Intuition der rationalen Konstruktion voraus. Ohne schöpferische Phantasie, aus dem bloßen Registrieren von Daten heraus entsteht nichts Neues. Und gerade weil der Einzelne auf sich allein gestellt nicht viel vermag, besteht oft ein intimer Zusammenhang zwischen Forschung und Freundschaft, zwischen technischen Entwicklungen und menschlichen Netzwerken. Gerade in den Nöten der NS-Zeit machte Heuss an sich selber die Erfahrung, wie existenzwichtig ein weit verzweigtes Netz guter Bekannter ist, denen man vertrauen kann. Das Stuttgarter Theodor-Heuss-Haus zeigt das «Freundschaftsgeflecht» des jungen Heuss auf einer großen Schautafel;³² das menschliche Netzwerk des späteren Heuss hätte den Raum gesprengt.

Die Technikgeschichte mit ihren Innovationen ist eine Geschichte der Überraschungen; das war Heuss mehr denn je bewusst. Aber als der Bundespräsident 1950 mitbekam, dass die deutsche Industrie auf ihrer ersten Nachkriegsausstellung in New York mit billigem Amerikanismus zu reüssieren suchte, las er ihr die Leviten und brachte seine spezielle Geschichtskennntnis ins Spiel: «Es ist eine alte, oft vergessene Lehre: wer in der Exportnotwendigkeit nur die Anpassung an die Fremde sieht, macht meist nur ein kurzatmiges Geschäft.»³³ In dem ersten großen Warenhunger nach der Währungsreform fand auf dem Binnenmarkt nahezu alles seinen Absatz; das war für den neuen Bundespräsident genau die Situation, in der er seine bis auf die Werkbund-Zeit zurückreichende historische Kompetenz ausspielen konnte.

In jenem Brief von 1939, in dem Heuss bekannte, seine neue Intimität mit den Naturwissenschaften sei ihm anfangs «etwas unheimlich» gewesen, legte er noch ein weiteres Bekenntnis ab, das umso bemerkenswerter ist, als der Adressat des Briefes, Wilhelm Stapel, damals bei der «Forschungsabteilung Judenfrage» des

- 32 Thomas Hertfelder/Christiane Ketterle (Hg.): Theodor Heuss. Publizist – Politiker – Präsident. Begleitband zur ständigen Ausstellung im Theodor-Heuss-Haus, Stuttgart 2003, S. 111 f.
- 33 Heuss: Was ist Qualität?, S. 51.

- 34 Seefried (Hg.): Theodor Heuss - In der Defensive, S. 359 f.
- 35 Helmut Gollwitzer: ... und führen wohin du nicht willst. Bericht einer Gefangenschaft, Gütersloh 1994 (zuerst 1951), S. 30, 42.

«Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands» arbeitete: «Mit dem ›Bürger‹ ist das so: ich habe natürlich auch meine ›antibürgerlichen‹ Ansätze, suchte meine Jugendfreunde in der Arbeiterschaft, hielt mich in den Münchner Studentenjahren für einen Bohemien, der Chansons dichten müsste – seit 1918 aber betrieb ich dann die Ehrenrettung des Wortes ›bürgerlich‹, mit dem Wunsch, zwischen dem ›Bourgeois‹ u. dem ›Spießbürger‹ eine Sphäre zu sichern, gegen das Schlagwort der Marxisten, gegen das Ressentiment der nach rechts oder links entlaufenen und Literaten gewordenen Bürgersöhne, aber auch gegen die politische Parteimonopolisierung des Wortes.»³⁴ Als Repräsentant einer immer mehr zerbröckelnden Partei der Mitte konnte ihm diese integrative Renaissance des Bürgers nicht gelingen, umso weniger, als er sich in seinem Engagement für das Schund- und Schmutz-Gesetz – vermutlich aus Ärger über die schrille linksintellektuelle Schickeria – in einer Weise exponierte, dass seine Bürgerlichkeit auf ein schwäbisches Spießertum eingeschrumpft erschien. Durch die NS-Erfahrung war er jedoch gewachsen. Da hatte sich seine Bürgerlichkeit geweitet.

Man beachte die Konvergenz: In Krieg, Gefangenschaft, Nachkriegsnot brach in unzähligen Deutschen eine glühende Sehnsucht nach einem ganz normalen bürgerlichen Leben durch. Keiner hat diese Erfahrung, die für viele – ob ehemalige Nazis oder Kommunisten – überwältigend war, damals aus eigenem Erleben heraus packender geschildert als gerade der Theologe Helmut Gollwitzer, später selber ein Exponent der Linksintellektuellen neuen Typs: Das einzige wahre Glück ist das private Glück, das Glück der kleinen Welten, das verlorene Glück. «Glück ist, mit den paar Menschen zu sein, die man liebt und von denen man geliebt wird.» Und zugleich die Wut auf die «Weltgefahr Nr. 1»: jene Intellektuellen, die «ihre antibürgerliche Romantik» kultivierten und «die totale Gesellschaft oder den totalen Staat» predigten – und dann «mit erstaunten Kinderaugen» aufschreckten, wenn sie am Ende selber von der totalen Macht zerquetscht wurden.³⁵ Viele Achtundsechziger, die erneut an das Glück im politischen Kollektiv-Orgasmus genannt Revolution glaubten, haben dieses unter den Nachkriegsdeutschen allgegenwärtige Grundgefühl als faschistoides Spießertum missverstanden: Es war in Wahrheit eine

Art und Weise gewesen, den Seelenzustand der NS-Zeit zu *überwinden*. Die Wiederentdeckung des privaten Glücks brachte allerdings die Gefahr mit sich, dass der Bürger als *citoyen* verloren ging. Heuss selbst entging dieser Gefahr.

Lange Zeit wurde mit «Bürgertum» und «Liberalismus» im 20. Jahrhundert fast automatisch die Vorstellung des *Niedergangs* verbunden; heute wissen wir, dass diese Sicht grundverkehrt war. Wie Hans-Ulrich Wehler feststellt, haben «genuin bürgerliche Werte und Normen, Leitbilder und Organisationsprinzipien, Verhaltensweisen und Konventionen, auch Symbole und Praktiken eine erstaunliche Renaissance erlebt». Mehr noch: «Seit 1948/49» habe diese «Bürgerlichkeit» eine «verblüffende Expansion» erfahren. Sie ist nicht von vornherein identisch mit «dem Bürgertum»: einer statistisch nachweisbaren, einheitlichen und nach außen abgrenzbaren sozialen Schicht. Die Bürgerlichkeit überdeckt eine vielfach ausdifferenzierte soziale Landschaft; «Bürgerliche Gesellschaft» ist eine «zunächst nur ‹gedachte Ordnung›», ein Wunschbild. Aber ob real oder imaginär: von ihm ging ein Sog zur «Vereinheitlichung dieser Bürgertümer» aus. Als Erkennungszeichen dieser neuen Bürgerlichkeit erlangten Bourdieus «feine Unterschiede» – immer noch nach Wehler – «unaufhaltsam den Vorrang vor den verblassenden Auseinandersetzungen mit Adel und Arbeiterschaft».³⁶

In diese Szenerie passt nun das 1949 ziemlich abrupt entstehende Heuss'sche Präsidenten-Charisma haargenau hinein. Im Unterschied zu seinen Vorgängern Ebert und Hindenburg (von Hitler ganz zu schweigen) war er vom ersten Tage an ein Bürgerpräsident *par excellence*. Seine historische Bedeutung, die mit den Kriterien konventioneller Politikanalyse so schwer zu definieren ist, lässt sich vor dem Hintergrund der Bürgertumsgeschichte schärfer fassen. Denn er, der 1933 seine materielle bürgerliche Existenzbasis verlor, hatte Bürgerlichkeit als kulturelle Distinktion dafür umso bestreckender ausgebildet. In einer Zeit, da das Bürgertum realiter zersplittert war, aber viele durch die Sehnsucht nach neuer Bürgerlichkeit vereint wurden, war Heuss eine gerade ideale Integrationsfigur.

«Bürgertum» als Definition einer klar nach äußeren Kriterien identifizierbaren sozialen Schicht war und blieb mehrdeutig. Ge-

³⁶ Hans-Ulrich Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte. 5. Band: Bundesrepublik und DDR 1949-1990, München 2008, S. 140-143.

37 Ebd., S. 145.

rade durch die Neureichen des anlaufenden Wirtschaftswunders bekam der Kontrast zwischen dem Wirtschafts- und dem Bildungsbürgertum, dessen klassische Darstellung Fontane in *Frau Jenny Treibel* gab, wieder einmal eine aufreizende Schärfe. Restaurative Tendenzen in den gymnasialen Lehrplänen aktualisierten den Konflikt zwischen den «zwei Kulturen». Wie wir sahen, war Heuss hier mittlerweile zum Mediator geschaffen, wobei man überdies erkennt, dass es viel zu kurz greift, die bundesdeutschen fünfziger Jahre pauschal als Ära der Restauration zu bezeichnen. Kein Zweifel: Mit der Bundesrepublik beginnt eine neue Ära der deutschen Geschichte; und auch Heuss war kein Fossil aus dem 19. Jahrhundert, wie manchmal behauptet, sondern ein neuer Typus in der deutschen Politik.

Als Inbegriff des Bürgertums konnte man die akademisch gebildeten Beamten, aber auch die ähnlich qualifizierten Freiberuflichen empfinden: «Selbständigkeit» als bürgerlicher «Fixstern» (Hans-Ulrich Wehler).³⁷ Typisch für die Nachkriegszeit war ein Groll vieler Freiberuflicher, die mit ihren Ersparnissen auch ihre Altersversorgung eingebüßt hatten, auf die Beamten mit ihren Pensionen. In vielen Zuschriften an den neuen Bundespräsidenten erkennt man, dass auch etliche Angehörige der freien Berufe Heuss, der bis vor kurzem ebenfalls «freischaffend» gewesen war, mehr oder weniger als einen der Ihren empfanden. Last but not least: Eine Animosität zwischen traditionellen Bildungsbürgern und «Literaten» und «Intellektuellen» – obwohl diese stets schwer an objektiven Kriterien zu definieren sind – brach in den fünfziger Jahren erneut auf. Heuss, der von Rudolf Alexander Schröder bis hin zu Horkheimer und Adorno geschätzt wurde und der sowohl als Bildungsbürger wie als Intellektueller und Literat gelten konnte – viele seiner Briefe zeigen keinen gütigen «Papa Heuss», sondern einen scharfzüngigen Ironiker –, war auch hier eine ideale Integrationsfigur. Vermutlich besteht die historische Bedeutung des ersten Bundespräsidenten am allermeisten in der Vernetzung einer neuen Elite, die dieser unermüdliche Briefeschreiber mit einem stupenden Eifer betrieb.

Heuss pflegte sich über jenen pauschalen Typus von kulturkritischer Technikkritik, der der spezifischen Technikkritik der späteren ökologischen Ära vorausging, auf mitunter banale Art zu mo-

kieren: «Wenn die romantischen oder die wesentlich sentimentalensogenannten «Kulturpessimisten», die Verächter der «technischen Errungenschaften» irgendwo einen internationalen Kongress veranstalten, so rechnen sie damit, dass es an dem Platz ein Hotel mit Bad gibt (Technik), sie depechieren wegen eines Zimmers (Technik), lassen ihre Thesen, die sie zu erörtern wünschen, durch eine Spezialapparatur vervielfältigen (Technik) und buchen den Platz in einem Flugzeug (Technik).»³⁸ In der Tat, das war eine praktisch ganz irrelevante Art von Technikkritik, die der Bosch-Biograph nicht ernst nehmen konnte. Heuss wusste jene Technik, die das Leben komfortabler macht, durchaus zu schätzen; und er, der Liebhaber exquisiter Weine und Zigarren, genoss den neuen Wohlstand auf seine Art und hatte – wie sein Gedicht an Arno Kiessling bezeugt – volles Verständnis für alle Landsleute, die das «Wirtschaftswunder» ebenso auskosteten, wenn auch mit ironischer Distanz zu denen, die sich von der Geschäftigkeit des Booms ganz und gar absorbieren ließen. Michael Wildt hält in Distanz zu Wehler den «Konsumbürger», der sich «vom Wirtschafts- wie vom Bildungsbürger vergangener Jahrzehnte» unterschieden habe, für ein Novum und für den dominanten Typus jener Zeit.³⁹ Wie dem auch sei – eine exakte Abgrenzung des «Konsumbürgers» zu anderen Bürgertypen ist ein Ding der Unmöglichkeit – , der neue Körper des Bundespräsidenten kündete davon, dass die Heuss'sche Bürgerlichkeit auch gegenüber diesem Typ keine Exklusion verhängte. Der in Augen und Stimme fortwirkende ideelle Körper bewahrte den populären Präsidenten vor Banalisierung – allerdings längst nicht immer; für ihn, der gegen seine eigene «Verkitschung» kämpfte, ein steter Grund des Ärgers.

³⁸ Heuss-Anekdoten, S. 73.

³⁹ Patrick Bahners/Alexander Cammann (Hg.): Bundesrepublik und DDR. Die Debatte um Hans-Ulrich Wehlers «Deutsche Gesellschaftsgeschichte», München 2009, S. 257.